



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sehr viel kann das Ausland zu der moralischen Wiebergeburt der Rumänen beitragen; nicht strenge Rüge allein wirkt Gutes, obgleich auch die Rüge mit wirken muß, die Hauptsache aber ist die Sympathie. Reicht der Abendländer theilnehmend seinen Brüdern an der Donau die Hand und lobt, was zu loben ist, und hebt jeden neuen Sieg im Ringen mit der Vergangenheit liebevoll hervor, dann ist das Gelingen gewiß!

Literatur.

Das alte Staatswesen und die Revolution. Von Tocqueville. Deutsch von Arnold Boscowiz. Leipzig, Mendelssohn. — Im vierten Quartal des vorigen Jahrgangs S. 254 haben wir bereits eine Anzeige dieses Werkes gegeben. Wir kommen bei Gelegenheit der deutschen Uebersetzung darauf zurück, weil wir überzeugt sind, daß das Werk in den ersten Rang der historischen Literatur gehört. Schon durch seine Darstellung der amerikanischen Demokratie hatte sich Tocqueville vor 20 Jahren ein dauerndes Verdienst um die französische Literatur erworben. Er war der erste, der es wagte, gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen, in den Einrichtungen, welche die Franzosen für die Quelle ihrer Größe hielten, den Keim ihres Verderbens zu sehen, und die Fahne der echten Freiheit gegen das Princip der Staatssoveränetät zu erheben, welches im Laufe der ganzen französischen Geschichte immer größere Fortschritte gemacht und endlich alle politische Gewalt in sich concentrirt hatte. Nur zu deutlich haben die späteren Ereignisse gelehrt, wie richtig er gesehen. Es bricht eine von jenen plötzlichen Aufregungen aus, die bei den Franzosen wie eine periodische Krankheit erscheinen, in der Aufregung setzen sich einige Journalisten an den Ort, wo die Fäden der Staatsmaschine zusammenlaufen, und diese spinnen unter ihren Händen weiter fort, als wären sie die rechtmäßigen Meister vom Platz. Nicht lange darauf, und der Erbe eines großen Namens nimmt dieselbe Stelle ein, ohne eine größere Schwierigkeit zu finden. Die höchsten Zwecke des Staates ändern sich bis zur Unkenntlichkeit unter den verschiedenen Machthabern; aber die Maschine bleibt dieselbe, und so lange man eine starke Hand fühlt, welche sich in diesem Erriebwerke geltend macht, läßt sich das leicht bewegliche Volk die Neuerung gefallen. In dem zufriedenen Bewußtsein, daß sie, wenn ihnen die Sache zu arg wird, einen anderen Locomotivführer an die Stelle setzen, denken sie nicht daran, eine Verbesserung der Maschine selbst in Angriff zu nehmen.

Der einzige, der während jener unruhigen Jahre auf den letzten Grund der Nebel hindentete, Raudot, wurde nicht gehört; er hatte den Fehler begangen, zu grelle Farben anzuwenden, und die Franzosen entzogen sich dem Eindrucke seiner Wahrheiten, indem sie seine Uebertreibungen lächerlich machten. Zudem ist es leichter, die Fehler aufzudecken, als Mittel der Abhilfe anzugeben. Was aber auch die Gründe sein mögen — die Centralisation des Staates ist jetzt schärfer ange-

zogen als je, der Begriff der Gleichheit, der schon unter der Julimonarchie einen so erstaunlichen Umfang gewonnen hatte, hat denselben noch vergrößert, und von der politischen Freiheit hört man gar nichts mehr. Nicht blos, daß ihr die factischen Institutionen keinen Raum verstaten, es scheint sich auch das Interesse daran verloren zu haben. Tocqueville sagt in seiner Vorrede: „Viele, die mein Buch lesen, werden mich beschuldigen, darin eine höchst unzeitige Vorliebe für die Freiheit zu zeigen, da, wie man mir versichert, sie heutzutage wenig in Frankreich gilt. Nur bitte ich diejenigen, die mir diesen Vorwurf machen, zu erwägen, daß dieser Gang bei mir sehr alt ist.“ Er wiederholt dann die Grundsätze, die er in seinem Buche über die Demokratie gepredigt und fährt fort: „Ich gestehe, daß seitdem sich nichts auf Erden ereignet hat, was mich hätte bewegen können, anders zu reden und zu denken. Nachdem ich die gute Meinung, die ich von der Freiheit hege, zu einer Zeit ausgesprochen habe, wo viele ihr noch dienten, so muß man mir gestatten, ihr auch jetzt treu zu bleiben, wo viele sie verlassen.“ Trotz der Objectivität seiner Haltung läßt er doch die Analogien zwischen den früheren Entwicklungsphasen der Revolution und den gegenwärtigen Zuständen deutlich genug hervortreten. Charakteristischer noch als der Inhalt ist der Ton dieser Parallele, und der Sanguiniker, der die gegenwärtigen Zustände für vollkommen consolidirt ansieht, muß von der kalten Verachtung betroffen werden, mit der sich ein hochgebildeter und vorurtheilsfreier Schriftsteller über dieselben ausspricht. Wir heben nur eine Stelle hervor: „Indem ich den Lauf dieser Revolution schnell verfolge, werde ich hinweisen auf die Ereignisse, auf die Fehler, auf die Mißgriffe, durch welche jene Franzosen dahin gelangten, sich von ihrem ersten Augenmerk abzuwenden, und, der Freiheit entsagend, nur noch begeherten, gleichgestellte Diener des Weltoberers zu werden, ich werde zeigen, wie dann eine kräftigere und unumschränktere Regierung als diejenige, welche von der Revolution zerstört wurde, alle Gewalt an sich reißt und in sich concentrirt, alle die so theuer erkauften Freiheiten zu Boden schlägt und an ihrer Statt nur noch ihre wesenlosen Schatten bestehen läßt, indem sie Volkswillen die Stimmen von Wählern nennt, die weder sich aufklären können, noch untereinander sich berathschlagen, noch anders wählen dürfen; freie Bewilligung der Steuern den Beifall der stummen und geknechteten Versammlungen; ich werde zeigen, wie diese Gewalt, während sie im Volk die Fähigkeit, sich selbst zu regieren, die Freiheit zu reden, zu denken, zu schreiben, also alles Edle und Große zerstört, was man 1789 erkämpft hatte, dennoch es wagt, sich mit diesem hehren Namen zu schmücken.“ — So lange diese Stimmung in der eigentlichen Blüte der Nation fortdauert, dürfte es voreilig sein, von einer Consolidation der bestehenden Zustände zu reden. — Die letzten Resultate, zu denen Tocqueville gelangt, sind bereits früher von uns auseinandergesetzt. Die Centralisation der Verwaltung und was damit zusammenhängt, die Absorption alles nationalen Lebens durch die Hauptstadt war nicht, wie man früher glaubte, die Folge, sondern der Grund der Revolution. Die Revolution hat nichts weiter gethan, als die Trümmer des alten Feudalstaates beseitigt, die jenem modernen Absolutismus einen mehr scheinbaren als wirklichen Widerstand entgegengesetzt. Sie hat die allmächtige Staatsmaschine deutlicher hervortreten lassen, aber sie hat sie nicht geschaffen. Nicht blos das Material, welches sie zu ihrem neuen Bau anwandte, sondern auch die Wünsche und Ideale, von denen sie bestimmt wurde, waren ihr

von der alten Monarchie übermacht, und sie hat im Wesentlichen nur das Werk Michelteus und Ludwigs XIV. fortgesetzt. — Diese Resultate sind um so beachtenswerther, da Tocqueville sie nicht als Voraussetzung zu seinen Studien mitbrachte, sondern im Lauf derselben durch sie überrascht wurde. Er ging davon aus, die analytische Methode, durch welche man das innere Triebwerk des Mittelalters enthüllt hatte, auch auf das 18. Jahrhundert anzuwenden, mit dem wir uns fälschlich für vertraut hielten, weil wir über die hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeit ausführliche Berichte besitzen. Wir hatten jedoch nur dunkle, verworrene, oft falsche Vorstellungen von dem damaligen Gange der Geschäfte, von der Art und Weise, wie die Angelegenheiten des Staates im Innern verwaltet wurden, von der gegenseitigen Stellung und dem Wechselverkehr der verschiedenen Kasten und Stände, von den Gewohnheiten, den Sitten, den Gesinnungen desjenigen Theiles des Volkes, der damals gleichsam noch unsichtbar und unhörbar dahinglebte. Um sich diese Stufe des Lebens klar zu machen, ist Tocqueville an die Quelle gegangen. Zunächst haben ihm die Protokolle der Provinzialversammlungen Licht verschafft, dann die Urkunden, welche 1789 die drei Stände sammeln ließen, das Testament der ehemaligen Gesellschaft Frankreichs, am wichtigsten aber wurden für ihn die Archive der Ministerien und der großen Intendantschaften, die ihm das wahre Leben der alten Staatsverwaltung, die Ideen, Leidenschaften, Vorurtheile und Gewohnheiten der damaligen Menschen offenbarten. Nachdem er aber auf diese Art Forschungen angestellt, auf die man sonst ein umfangreiches Werk gründet, hat er den guten Geschmack gehabt, sie in kurze Sätze zusammenzudrängen, die, das Resultat einer allseitigen Forschung, sich mit ihrem Gedankenreichtum dem Gedächtniß einprägen und zugleich der Phantasie ein klares Bild geben. Wenn der Verfasser sein Versprechen erfüllt, diese Geschichte über den ganzen Verlauf der Revolution hin auszudehnen, so werden wir ein Werk besitzen, das in der Literatur ohne Gleichen dasteht. — Von den frühern Versuchen über jene Zeit ist nur einer beachtenswerth, die Einleitung Sybels. Beide Schriftsteller weichen in manchen Punkten voneinander ab. Sybel stellt die Reste des alten Fendalstaates als bedeutender und einflußreicher dar, indeß, wenn man den Gang beider Schriftsteller unbefangen verfolgt, so wird man in den Hauptsachen eine Uebereinstimmung finden, die noch größer wäre, wenn Sybel die Quellen des französischen Geschichtschreibers in ihrem vollen Umfange zu Gebote gestanden hätten. In dem Geiste der beiden Männer ist eine augenscheinliche Verwandtschaft, beide sind, trotz ihrer stark ausgeprägten Gesinnung, von einer Objectivität, welche die Frucht einer hingebenden Wahrheitsliebe ist und in Bezug auf die Kunstform gehen beide von dem Grundsatz aus, daß ein Geschichtschreiber nicht die Aufgabe hat, alle seine Arbeiten dem Publicum mitzutheilen, sondern nur diejenigen Resultate derselben, die sich in ein bleibendes Eigenthum des Volkes verwandeln lassen. —

Römische Geschichte von Theodor Mommsen. Zweiter Band. Von der Schlacht bei Pydna bis auf Sullas Tod. Zweite Auflage. Berlin, Weidmann. — Die Veränderungen in diesem zweiten Bande sind weniger beträchtlich, als die im ersten; sie sind zum größern Theil hervorgegangen aus den neu aufgefundenen Fragmenten des Licinianus, „die zu unsrer lückenhaften Kunde der Epoche von der Schlacht bei Pydna bis auf den Aufstand des Lepidus nunmehr nicht unwichtige

Ergänzung, freilich auch manches neue Räthsel hinzugefügt haben.“ Den reichen Genuß, der uns auch diesmal wieder durch die Lectüre geworden ist, dürfen wir nicht weiter charakteristren, denn jeder Leser wird ihn gleich uns empfinden. —

Schopenhauers philosophisches System dargestellt und beurtheilt von Rudolf Seydel. (Gekrönte Preisschrift.) Leipzig, Breitkopf und Härtel. — Mit einer Gründlichkeit, die den größten Respekt verdient, zieht der Verfasser das Inventarium der Entdeckungen, welche die Metaphysik Schopenhauer verdankt, und findet, daß es gleich Null ist. Dagegen bemerkt er mit Recht, daß Schopenhauers belletristisches Talent alle Achtung verdienen würde, wenn er es nicht durch Rohheit, namentlich in der Polemik, entstellte. Die ethische Nuzanwendung des Systems, die buddhistische Vernichtung des Lebens, bespricht Herr Seydel mit größerm Ernst, als die Sache verdient. Schopenhauers Phantasien über das absolute Nichts sind Dithyramben, denen nur der Rhythmus fehlt. Will man sie widerlegen, so muß man es durch einen andern Dithyrambus thun. —

Die Zeitabschnitte in bürgerlicher, kirchlicher und astronomischer Beziehung allgemein verständlich dargestellt von Dr. Adolph Drechsler. Dresden, Kunze. — Das Büchlein ist für den Handgebrauch sehr bequem. —

Archäologisches Wörterbuch zur Erklärung der in den Schriften über mittelalterliche Kunst vorkommenden Kunstausdrücke, von Heinrich Otte. Mit 166 Holzschnitten. Leipzig, T. O. Weigel. — Der Verfasser, dessen Handbuch der christlichen Kunstarchäologie einen ebenso allgemeinen als gerechten Beifall gefunden, hat durch dieses neue Werk den Dank des deutschen Publicums in einem ungewöhnlichen Maß verdient. Das Wörterbuch läßt an Vollständigkeit des Materials wie an Präcision der Form nichts zu wünschen übrig. Sehr verständlich ist, daß zu dem deutschen Lexikon noch ein französisches, englisches und lateinisches hinzugefügt ist. Die bildlichen Darstellungen ergänzen die Bestimmtheit der Definition durch concrete Anschauungen. —

Beiträge zur italienischen Geschichte. Von Alfred von Neumont. 5ter und 6ter Band, Berlin, Decker. — Durch diese beiden Bände ist das verdienstliche Werk, das in einzelnen Monographien lebhafte und ansprechende Bilder des italienischen Culturlebens gibt, abgeschlossen. Der 5 Band enthält eine Reihe Familiengeschichten: Colonna, Barberini, Strozzi, Borghese u. s. w., ferner eine Uebersicht der poetischen Literatur im 19. Jahrhundert; der sechste u. a. eine Geschichte der Akademie der Crusca und Skizzen aus dem Leben italienischer Künstlerinnen. Ueber den Stil des Verfassers, der an seinen Freund und Lehrer Ranke erinnert, wie über seine Methode haben wir uns schon im Frühern ausgesprochen. —

Die österreichische Regentenhalle. Biographien von Ottokar Lorenz. Mit 37 Bildnissen von A. Schön, J. Selleng und F. Laufberger. Wien, Tendler und Comp. — Wir behalten uns vor, dieser vorläufigen Notiz nach Vollendung des Buchs ein Urtheil hinzuzufügen. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moriz Busch — Verlag von F. A. Herbig
in Leipzig.

Druck von C. C. Elbert in Leipzig.